



Idyllisierende Ansicht des Berges Fuji und des Dorfes Mio No Matsubara. – Zeichnung aus der Kunstsammlung Engelbert Kaempfers. BRITISH LIBRARY BOARD/ROBANA/LEENAGE

Exotische Köstlichkeiten

Das Werk des frühauflärerischen Asienforschers Engelbert Kaempfer wird wiederentdeckt

Ludger Lütkehaus · Person und Werk des grossen deutschen Asienreisenden und -forschers Engelbert Kaempfer, geboren am 16. September 1651 als Sohn eines Pastors im westfälischen Lemgo, gestorben am 2. November 1716 in Lieme bei Lemgo, ist heute selbst Lesern der Literatur der europäischen Aufklärung kaum noch bekannt. Dabei war Kaempfer der Asien-, zumal Ostasienexperte seiner Zeit, besonders für Japan in der Epoche seiner fast hermetischen Abgeschlossenheit während des Tokugawa-Shogunats (1603–1868). Voltaire, Lessing, Wieland, Goethe, Goldsmith, Albrecht von Haller, der Marquis d'Argens haben ihn gelesen und hoch geschätzt.

Universalismus und Relativismus

Als Arzt und Sekretär einer schwedischen Gesandtschaft 1683 nach Russland und Persien, dann in den Diensten der niederländisch-ostindischen Compagnie hat Engelbert Kaempfer Arabien, Indien, Sumatra, Java, Siam und von 1690 bis 1692 Japan bereist. Sein Blick war nicht eurozentrisch deformiert, vielmehr vorurteilslos im Sinn der europäischen Frühaufklärung, welche die Kritik an den Vorurteilen der Tradition und Religion und der dogmatisierten Autorität mit der Kritik an den Übereilungen des ungeduldigen Verstandes verbannt. Allerdings geht in Kaempfers Denken der Universalismus der Aufklärung mit dem Kulturrelativismus eine spannungsvolle Synthese ein. Aber eben das macht ihn zu einer unverwechselbaren Gestalt, dem Gegenbild eines Ideologen.

Engelbert Kaempfers riesiges Œuvre ist im letzten Jahrzehnt durch eine massgebliche kritische Ausgabe des Münchner Iudicium-Verlages erschlossen worden. Sein Werk «Heutiges Japan», das postum 1727 in London als «The History of Japan» veröffentlicht wurde und auf Deutsch erst 1777 bis 1779, besorgt von Christian Wilhelm Dohm als «Geschichte und Beschreibung von Japan», erschien, hat ihn berühmt gemacht.

Sein zweites Opus magnum sind die fast tausend Seiten und hundert Abbildungen umfassenden «Amoenitates exoticae», die «Exotischen Köstlichkeiten», 1712, vor dreihundert Jahren, in Lemgo in der lateinischen Erstausgabe publiziert. Eine deutsche Übersetzung ist im Entstehen. Aus Anlass des Geburtstages des in der Tat so exotischen wie köstlichen Werkes hat das Städtische Museum der alten Hansestadt Lemgo 2012 eine informative Ausstellung veranstaltet. Von Lothar Weiss ist jetzt eine ergiebige «Annäherung» an die «Amoenitates exoticae» über Engelbert Kaempfers Forschungen in Asien erschienen.

Die «exotischen Köstlichkeiten» sind – auch – Reisebericht und Reiseliteratur, die ihren komischen Höhepunkt in der Kaempferschen Sangesdarbietung eines deutschen Liedes während einer Audienz beim Tenno findet, mehr noch indes eine Sammlung wissenschaftlicher Forschungen. Der erste Teil konzentriert sich auf Persien. Kaempfer

vereint eine Art «Staatshandbuch Persiens» aus der Zeit der Sawafiden mit einer Beschreibung der Hauptstadt Isfahan und dokumentiert auch die diplomatischen Verhandlungen der schwedischen Gesandtschaft. Der zweite Teil thematisiert Geografie, Geschichte, Archäologie des alten Iran einschliesslich theologischer und naturkundlicher Aspekte. Der dritte, vierte und fünfte Teil konzentrieren sich auf die medizinischen und pharmazeutischen, zoologischen und botanischen Recherchen Kaempfers, unter anderem mit Kaempfers bald berühmt gewordenen Darstellungen der Pflanzenwelt Japans in seinen Handzeichnungen.

Aus heutiger Perspektive verdient indessen der vierzehnte Bericht des zweiten Teiles die grösste Beachtung. Denn er enthält im Vorgriff auf das grosse postume Werk zum «Heutigen Japan» eine Art Glaubensbekenntnis Engelbert Kaempfers, das seinen kosmopolitischen Universalismus, aber auch seine Hochschätzung der «splendid isolation» der japanischen Kultur dokumentiert. Das Zeugnis ist so bemerkenswert, dass man es wörtlich zitieren muss: «Eine Sonne erblicken wir Erdgeborenen; eine Erde treten wir; eine Luft atmen wir; weder von der Natur durch Grenzen, noch vom Schöpfer durch Gesetze voneinander getrennt!»

Das schliesst jedoch Engelbert Kaempfers Hoch-, ja Höchstschätzung Japans und der Japaner und das volle Verständnis für die jahrhundertlange Abschliessung unter dem Shogunat nach der Epoche der mörderischen inneren Kriege nicht aus: «Dies Volk übertrifft alle andre der Welt an Sitten, Tugend, Künsten und feinem Betragen. (...) Ein Bürger Japans (...) wird keinen Zeitpunkt finden, in dem sein Vaterland sich glücklicher befunden hätte, obwohl es von der Gemeinschaft mit der ganzen übrigen Welt abgeschnitten und völlig verschlossen ist.» Dieses Verständnis für die Abschliessung des Landes («Sakoku») mag bei einem kosmopolitischen Weltreisenden irritieren. Mit der gottgegebenen grenzenlosen Einheit der Erde scheint es denn doch nicht so weit her zu sein. Aber die Abschliessung ist für Kaempfer nur das Gegengewicht zu den weniger wünschenswerten Ausprägungen einer westlich dominierten und globalisierten Welt.

Durchaus zum Besten des Landes: Es gab, nach dem Buch von Noel Perrin, im abgeschlossenen Japan nach dem Ausschluss der christlichen Missionare auch «keine Feuerwaffen mehr». Die kamen erst wieder, als der amerikanische Commodore Perry 1853 und 1854 mit seiner Kanonenbootpolitik die Öffnung des Landes erzwang. Das mochte auch eine Art von Globalisierung sein, indes eine solche, die Kaempfer wohl nicht zu den «Amoenitates exoticae», den «exotischen Köstlichkeiten der Welt» gerechnet hätte.

In seinem Opus postumum «Heutiges Japan» wird Kaempfers Hochschätzung Japans und der Japaner, sein Philjaponismus als andere Seite seiner Kritik am christlichen Eurozentrismus, noch deutlicher, auch konkreter, bestimmt von dem Be-

wusstsein, dass die Kolonial- und Missionsinteressen der westlichen Mächte, die schliesslich auf die zwangsweise Öffnung des Landes hinauslaufen, das Zerrbild der einen Welt bieten. Die Japaner, «ein behertzt, kluge und Heroisch Volk», sind «ohneachtet ihres Hochmuts und Kriegerischen Art», trotz ihres Ahnenstolzes, der sich um keinen Preis von «sinesischen» Ahnen her datieren will, «eine freundselige und conversable und so Neugierige Nation, als eine auf der Welt zu finden, und daher zur Gemeinschaft und Vertraulichkeit, mit auswertigen Völkern, von Natur geneigt, und insonderheit dero historien, Künste und Wissenschaften sehr begierig» – was freilich für die europäischen «Kaufleute» nicht nur angenehm ist, weil die Japaner diese «in die unterste Range der Menschen stellen».

Mit den konfessionellen und merkantilen portugiesischen Konkurrenten geht Kaempfer erstaunlich duldsam um, vermerkt allerdings auch mit Nachdruck, dass für ihren Niedergang und die schliessliche «Vertilgung» in den japanischen Christenverfolgungen ihre «Hoffart» und ihr «Geitz» entscheidende Ursachen waren. «Man schneuzte die Japaner um ihr Geld, wie man best konnte.» Und die «Patres» wurden «nicht nuhr Seel sondern auch Geld- und Grundgierisch» befunden. Ihre christliche Hoffart war «mit einheimischer Religion grund streitig und incompatible».

Grenzen der Einfühlung

In seinen eigenen religiösen Vorurteilen findet allerdings auch Engelbert Kaempfers Einfühlung ihre Grenzen. Selbst bei den «Budsdo», den Buddhisten, entdeckt er primär nur Götzendienst, «Superstition», «magische Künste» «und andere übernatürliche Sachen». Immerhin, die Meditation, die sich so anziehend von der christlichen Obsession für den Kniefall unterscheidet, beschreibt er ziemlich genau: «eine der geistlichen nachdenkung eigene Manier zu sitzen; worin die füsse» zwar «unnatürlich über einander geflochten liegen; (...) die gedanken aber allem irdischen mit solcher krafft entzogen werden, dass der Leib gleichsam sinnlos (...) wird» – gemeint ist: «Sinnenlos», von den Sinnen frei. Das Sitzen, das «Sassen», ist ein «Enthusiastischer actus» mit der «relevation oder ausgefundenen Wahrheit» des «Satorí», der «Erleuchtung», als Inbegriff des «Weges zur Seligkeit» – trotz Himmel und Hölle, die «Metempsychosin», die Seelenwanderung, zu einer ebenso aussichtsreichen wie riskanten Sache machen. Das ist im Christentum nicht anders. Wo es um das Heil geht, da haben Japaner wie Europäer gleichermaßen vom «Weg zur Seligkeit» nur bedingt etwas zu hoffen.

Lothar Weiss: Die exotischen Köstlichkeiten des Engelbert Kaempfer. Eine Annäherung an sein Buch «Amoenitates exoticae» (Lemgo 1712) über zehn Jahre Forschung in Asien. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2012, 159 S., € 14.90.

Des Guten zu viel

Ein Mutter-Roman von Kyung Sook Shin

Katharina Borchardt · Wer kennt die eigene Mutter schon richtig gut? Eine Mutter ist eine Frau, die immer da ist und über die man sich deshalb die wenigsten Gedanken macht. Sie organisiert und ernährt die Familie, steckt selbst meistens zurück und ist am glücklichsten, wenn es den anderen gut geht. Dieses Mutter-Modell mag gestrig erscheinen, und doch lösen sich selbst emanzipierte Frauen nicht ganz davon.

Wie unbekannt so eine Mutter sein kann, hat die südkoreanische Autorin Kyung Sook Shin in ihrem Roman «Als Mutter verschwand» auf einfühlsame Weise untersucht. Doch wie der Titel bereits verrät, muss die gute alte So Nyo Park erst einmal verloren gehen, bevor ihr Mann und ihre Kinder beginnen, sich Gedanken über sie zu machen.

Verloren in Seoul

Es geschieht in Seoul: So Nyo Park und ihr Mann wollen ihre Kinder besuchen. Ihr Mann hat sich in die volle U-Bahn gedrängt, da schliessen sich die Türen, und die Bahn fährt ab. Seine bereits leichtdemente Frau bleibt allein auf dem Bahnsteig zurück. Was danach geschieht, ist unklar: «Manche hatten eine alte Frau lange Zeit im Bahnhof hocken und dann in eine gerade eingefahrene U-Bahn steigen sehen.» Doch in welche? So Nyo Parks Kinder beginnen, systematisch nach ihrer Mutter zu suchen, doch sie bleibt unauffindbar. Ab und zu meldet sich jemand, der die 71-Jährige gesehen hat. Ihre blauen Plasticsandalen und eine grosse Wunde am Fuss werden zu ihrem Erkennungsmerkmal. Offenbar irrt sie, die sich in Seoul kaum auskennt, herum und sucht jene Orte auf, in denen ihre Kinder früher einmal gewohnt haben.

So Nyo Park ist eine einfache Frau vom Land. Sie wurde 1936 geboren und hat ihr ganzes Leben – eher unglücklich verheiratet – in einem kleinen Ort namens Chongup verbracht. Ihre grösste Sorge ist es immer gewesen, dass der Reisvorrat der Familie zur Neige gehen könnte. «Dann hatte ich vor Angst einen ganz trockenen Mund», sagt sie einmal. Dieser Angst begegnete sie mit Tatkraft. Ihr ganzes Leben lang bestellt sie die Felder, legt Gemüse ein und fertigt Saucen und Pasten auf Vorrat an.

In drei Kapiteln erinnern sich die Tochter Chi Hon, der älteste Sohn Hyong Chol und der Ehemann an So Nyo. Sie gestehen sich ein, die Mutter und Ehefrau weder gut gekannt noch übermässig beachtet zu haben. Jeder von ihnen hat stets von ihr profitiert, ihr selbst aber wenig gegeben. Neun Monate lang suchen die Kinder erfolglos nach der Mutter. In einem vierten Kapitel kommt diese dann selbst noch einmal zu Wort, um sich von ihren Kindern und ihrem Mann zu verabschieden. Und von einem Freund, denn auch die Mutter hatte ein paar Geheimnisse.

Die variierenden Erzählperspektiven – Chi Hon und der Vater sprechen sich selbst verfremdend mit «du» an, während über Hyong Chol ein personaler Erzähler berichtet – erklären sich leider nicht. Ausserdem enthält der Roman einige kitschige Einlagen: So muss die rührige Mutter sogar noch heimlich in einem Waisenhaus ausgeholfen haben, und am Ende verschmilzt ihr Bild mit dem von Michelangelo Pietà. Das ist alles viel zu viel. Problematisch ist auch, dass die gute Frau erzieherisch kaum einen Fehler gemacht hat, was vor allem ältere Leserinnen wohl aufseufzen lassen wird. Sieht man davon ab, hat Kyung Sook Shin ein feinfühliges Mutter-Porträt verfasst, in dem sie die nährende Kraft und die fast animalische Fürsorge einer jeden Mutter und ihre fundamentale Bedeutung für die ganze Familie, die dies bewusst meistens gar nicht merkt, genau beobachtet und sensibel beschreibt.

Grobe Schnitzer

Mit der deutschen Übersetzung des Romans, der 2012 mit dem Man Asian Literary Prize ausgezeichnet und bereits in neunzehn Sprachen übertragen wurde, aber kann kein Leser zufrieden sein. Denn diese wurde nicht anhand des koreanischen Originals angefertigt, sondern auf der Grundlage der bereits vorhandenen englischen und französischen Übertragungen. Daran mag es liegen, dass manche sprachliche Wendung im Deutschen reizlos und unentschieden klingt. Besonders schlimm aber wirkt sich aus, dass weder die Übersetzerin noch der lektorierende Verlag offenbar mit der koreanischen Kultur vertraut sind. Denn da werden Vornamen und Familiennamen vertauscht, Orte unterschiedlich geschrieben und aus Süskartoffeln Südkartoffeln gemacht. Koreanisches Kimbap wird kulturell in zwar weltweit bekanntes, aber eben japanisches Sushi übersetzt, während andere koreanische Begriffe – etwa Panchan, Maru und Chogori – überhaupt nicht erklärt werden. Eine solche Übersetzung ist nicht tragbar, und es ist eine Schande für den Verlag, heutzutage noch die Übersetzung einer Übersetzung anzubieten.

Kyung Sook Shin: Als Mutter verschwand. Roman. Aus dem Englischen und Französischen von Cornelia Hoffelder-von der Tann. Piper-Verlag, München 2012. 250 S., Fr. 28.90.